

2. MILITÄRKULTUR, DIE PRAXISFORMEN DES MILITÄRISCHEN FELDES

Darum seid Euch der Tugenden der Kriegerleute eingedenk, des unbedingten Vorranges der Idee vor allen Gütern der Welt, des Mutes zur Verantwortung, der Kameradschaft, der Kühnheit, der Ordnung und der Disziplin.

ERNST JÜNGER, 1926

Der Begriff der Militärkultur bezieht sich auf die speziellen Praxisformen des militärischen Feldes. Diese soziale Praxis formt sich entlang der Hauptaufgabe des Militärs, welche die Verhinderung, Vorbereitung und Durchführung von kriegerischen Angriffen ist. Macht man die Militärkultur an ihrer gesellschaftlichen Funktion fest, so handelt es sich um die Kultur der Waffengewalt (Muraro 1988: 29). Bei Militärkultur hat man es mit einem relativ geschlossenen Komplex zu tun, einer Menge von Normen, Werten, Glaubenssätzen und Verhaltensweisen, „that organize and sustain military organization“ (Burk 1999: 447). Der westdeutsche Militärreformer Baudissin (1969: 142) vermerkt dazu im Jahre 1953:

Disziplin, Gehorsam, Verantwortung, Kameradschaft und Zusammengehörigkeitsgefühl. Alle diese Begriffe sind schillernd geworden, und ihr Inhalt ist schwer belastet mit dem was in der Vergangenheit gesagt und getan wurde. Sie sind weitgehend entleert und unverbindlich geworden. Und doch sind sie die Lebensgrundlagen jeder soldatischen Gemeinschaft, die Elemente des ‚Betriebsklimas‘.

Die Referenz auf soldatische Tugenden und die Gemeinschaftsidee sowie gleichzeitig die Herrschaft einer bürokratischen Logik bilden die Ordnungsmuster des Militärs ab. Es besteht im Militär eine permanente Spannung zwischen einerseits moderner Rationalität, wie sie sich in der hierarchischen militärischen Disziplin ausdrückt, und andererseits vormodernen Vorstellungen von Gemeinschaft sowie vom militärischen Führer, der dem Bild der charismatischen Führerpersönlichkeit im Sinne Webers entspricht. Durch die potenzielle Totalität des Ernstfalles und die großen Anforderungen an das Organisationsmitglied bereits im Friedensbetrieb kann man das Militär daher nur eingeschränkt als eine Organisation im Sinne einer modernen Gesellungsform bezeichnen. Genauso schwerwiegend für eine Diskussion des Militärs sind die besonderen Anforderungen des Soldatenberufs, wie er im Rahmen des staatlichen Militärs von hauptberuflichen Soldaten ausgeübt wird. Mehrere Eigenheiten unterscheiden

das militärische Feld und den soldatischen Beruf von anderen Berufsfeldern (Wachtler 1983c: 63f). Dazu gehört zum einen die mögliche Todesfolge als Teil der Ausübung beruflicher Pflichten:

Das Militärwesen ist auf den „Ernstfall“ ausgerichtet, der voraussehbare Todesfolgen hat. [...]. Die im Militär institutionalisierte Leitidee der individuellen Todesbereitschaft muß kollektiviert werden, durchdringt daher seine Organisationsstruktur als eine spezifische Subkultur (Lepsius 1997: 366).

Die Antizipierung des eigenen Todes verleiht der militärischen Kultur ihren Heroismus. Die implizite Todesbereitschaft beschreibt Rainer Lepsius als einen „veralltäglichten Heroismus“, den „Kern der eigentümlichen militärischen Subkultur“ (ders. 1997: 366). Das Militär ist in Friedenszeiten auf einen Handlungszweck hin ausgerichtet, der eben in diesem Aggregatzustand nicht eintritt: „Preparing for and fighting war was the military’s central mission and arguably its only mission“ (Burk 1999: 448). Dazu muss aber schon in Friedenszeiten ständige Einsatzbereitschaft hergesellt sein. Das militärische Feld unterliegt zu diesem Zweck einer anderen Sozialordnung als die der zivilen Gesellschaft. Militärische Praxisformen gewährleisten bereits im Friedensbetrieb die Einbettung für die Totalität des Einsatzfalles.

Die objektiven und subjektiven gesellschaftlichen und historischen Strukturen die sich in Form von militärischem Feld und soldatischem Habitus darstellen, treten bei ihrem Aufeinandertreffen als Praxisformen zu Tage. Die Praxisformen des militärischen Feldes lassen sich in zwei zentrale Dimensionen (Hierarchie und Gemeinschaft) mit je drei Elementen (Disziplin, Formalismus, Konservatismus; Segregation, Maskulinität, Tradition & Konvention) gliedern. Militärkultur ist einerseits umkämpfte Vorstellung vom gültigen Wesen des militärischen Feldes und andererseits Ressource des einzelnen Soldaten zur beruflichen Karriere, da erst sie angemessene geistige und körperliche Haltung ermöglicht.

2.1 Hierarchie

Das Prinzip der *Hierarchie* ist ein zentrales Element zur Bestimmung von Militärkultur, denn das Über- und Unterordnungsverhältnis kennzeichnet das militärische Feld, da es in der staatlichen Bürokratie eine logische Ausprägung besitzt. Die Großorganisation des Stehenden Heeres ist – im Friedensbetrieb – eine Bürokratie par excellence (Wachtler 1983c: 65f; Wilson 1989: 163f). Die Hierarchie unterscheidet das Militär in dieser Hinsicht nicht von anderen Bürokratien. Jacques van Doorn (1975: 31) fasst dies folgendermaßen zusammen:

Hierarchy is the backbone of all military performance, of all rights duties, and of the entire process of personnel allocation. It is made visible in uniforms, badges and titles.

Die Herrschaft der Bürokratie wird im Stehenden Heer rational legitimiert, indem stets auf Gesetze, Erlasse und Anweisungen des Dienstherrn verwiesen wird. Zur Umsetzung von Aufgaben und Zielen wird aus funktionalen Erwägungen eine formale Disziplin erwartet. Lepsius (1997: 366f) konstatiert, dass die Willensbildung und Entscheidungsfindung im Militär hierarchisch so abgeschottet ist, dass Befehlsunterworfenen keinen Einfluss auf Befehlsinhalte haben:

Das ist eine Sozialordnung, die in der zivilen Gesellschaft kaum eine Entsprechung findet. Dies ist ein weiterer Grund für die subkulturelle Differenzierung, die eine erhebliche Prägung auf das Verhalten von Soldaten ausübt.

Letztlich kennzeichnet die Formel von Befehl und Gehorsam das hierarchische Verhältnis zwischen Untergebenen und Vorgesetztem im Militär. Da gerade unter Gefechtsbedingungen die Koordination sichergestellt sein muss und einzelne Entscheidungen lebensbedrohliche Konsequenzen haben können, argumentiert Battistelli (1991: 13ff) aus dieser instrumentellen Sichtweise heraus, dass es im Militär eine hochformalisierte, rigide und weit reichende Hierarchie gibt. Im Zusammenhang mit diesem Organisationsmerkmal steht die für Bürokratien typische Laufbahnlogik des Militärs:

Career orientation, the central characteristic of bureaucrats, is traditionally part and parcel of the military institution (van Doorn 1975: 37).

Die Sicherheit und feste Ordnung der Laufbahn sind typische Merkmale der staatlichen Bürokratie. Im Gegensatz zu anderen Bürokratien werden die zukünftigen Führungskräfte des militärischen Feldes jedoch schon vor der Berufsausbildung oder dem Studium in dieser Großorganisation zum Organisationsmitglied; der Seiteneinstieg ist nur begrenzt möglich und erlaubt nicht den Aufstieg in die oberste Führungsspitze. In vielen Armeen besteht für Berufssoldaten ein festes Laufbahnziel, das den mindest erreichbaren Dienstgrad in sichere Aussicht stellt und damit die Laufbahn vorzeichnet. Das Ziel des mindesten Enddienstgrades steht fest und die vorgezeichnete Bahn muss nur noch ohne Fehler durchlaufen werden. Auf das feststehende Laufbahnsystem aufbauend, besteht für erfolgreiche Offiziere die Möglichkeit einer Karriere in die höchsten militärischen Positionen.

Der bürokratischen Logik entspricht Janowitz [1960] Idealtyp des militärischen Führers als Planer (managerial leader), der Herrschaft im Sinne Webers

vorwiegend durch rationale Legitimation ausübt. Dem gegenüber steht der traditionelle Idealtyp des militärischen Führers als Kämpfer (heroic leader), der seine Herrschaftslegitimation aus Charisma und/oder Tradition ableitet. In der militärischen Logik des Kämpfers gilt der Primat der Tat vor dem Primat des Geistes. Führung wird von konservativen Kreisen im Militär daher vor allem als personenzentriertes Konzept aufgefasst. Der Idealtyp des ‚heroic leader‘ findet sich gerade in der konservativen Weltanschauung wider, die im Militär weitverbreitet ist. Das pessimistische Menschenbild des Konservatismus besitzt im Misstrauen des Militärs gegenüber den stets bedrohlichen Absichten anderer Länder sein weltanschauliches Pendant (Huntington 1981: 63). Aus der Gleichzeitigkeit von moderner Rationalität, funktionaler Disziplin und bürokratischer Regelhaftigkeit auf der einen Seite sowie auf der anderen Seite der Vorstellung vom Soldaten als Kämpfer, der idealtypisch der charismatischen Führerpersönlichkeit entsprechen soll, entsteht eine spezifische Spannung. In der typisch militärischen Betrachtungsweise, die den Offizier als Generalisten sieht, treffen nun die unterschiedlichen Vorstellungen von ‚Geist und Tat‘ zusammen und werden zu einem professionellen Berufskonzept verbunden.

Amtshierarchie, Aktenführung, und formelle Kompetenzverteilung haben zwar erst die Ausweitung des Militärs zur Großorganisation ermöglicht, doch liegt der Grund für die Bürokratisierung des militärischen Feldes im Herrschaftsanspruch des Staates. Wo Streitkräfte und Gemeinwesen deutlich voneinander abweichen, gewährleistet das Prinzip der Hierarchie den Primat der Politik über das Stehende Heer. Erst aus diesem staatlichen Herrschaftsanspruch leitet sich das Stehende Heer ab, dessen Strukturen nur mit bürokratischen Mitteln zu gewährleisten sind. Es gilt das Prinzip von Befehl und Gehorsam nicht nur als Vorbereitung auf einen militärischen Einsatz hin in den Köpfen und Körpern der Soldaten zu verankern, sondern schon im militärischen Friedensbetrieb die Hierarchie als Mittel zur zivilen Kontrolle des Militärs und damit als Schutz vor Meuterei oder Putsch des Stehenden Heeres festzuschreiben. Die zentrale Dimension der *Hierarchie* setzt sich im militärischen Feld aus den folgenden drei Elementen zusammen.

2.1.1 Disziplin

Disziplin stellt die soziale Kontrolle der zivilen und militärischen Führung über ihre Soldaten sicher. Um im Einsatz und unter Gefechtsbedingungen keine Abweichungen aufkommen zu lassen, bedient sich die militärische Führung dem Mittel der Disziplinierung: „imposing order“ (Snider 1999: 15). Dies gilt aber nicht nur unter Gefechtsbedingungen sondern gleichfalls in Friedenszeiten. Aus funktionalistischer Sicht soll militärische Disziplin insofern bei Einsatz und Ge-

fecht helfen, als dass die Soldaten bestimmte Verhaltensweisen so weit internalisiert haben, dass sie völlig verkörperlicht sind und auch in außeralltäglichen Situationen noch Befehlen ohne Komplikationen und Widerstand nachgekommen wird. Des Weiteren sollen internalisierte Verhaltensweisen dem Soldaten helfen nicht weiter darüber nachzudenken was er tut. Sobald der Soldat bestimmte Verhaltensmuster hinreichend oft ausgeführt hat, verankern sie sich fest im Unterbewusstsein verankert und gehen in Fleisch und Blut über. Dies soll Situationen erleichtern, die einen Soldaten sonst im Einsatz vielleicht überfordern würden.

Die von Weber (1972: 681) als *rationale Disziplin* bestimmte Form von Disziplin zeichnet sich durch ihre Zweckgebundenheit an die Befehlsausführung und die Gleichförmigkeit ihrer Ausführung aus. Sie stellt sich als die stärkste Macht aller Gewalten dar, weil sie das individuelle und charismatische Handeln zurückdrängt. So kann durch Gruppendisziplinierung ein positives Gruppengefühl entstehen, indem zum Beispiel zusammen trainiert wird. Bei den Stehenden Heeren werden die Mannschaften einer festgelegten Ausbildung unterzogen, die sie zu einem einsatzbereiten Instrument in einer disziplinierten und berechenbaren Kriegsmaschinerie verwandeln soll (ebd. 683). Um Soldaten den Umgang mit Einsätzen und deren Realität zu erleichtern, ist es notwendig bestimmte Gegebenheiten eines Einsatzes kontinuierlich zu trainieren und damit zu normalisieren, so dass die Soldaten wenn es tatsächlich zum Einsatz kommt mit den Umständen und Problemen des Einsatzes besser umgehen können.

Ein auf gute Ausbildung aufbauender Gruppenzusammenhalt kann dazu beitragen, dass jeder Soldat im Falle eines Einsatzes volles Vertrauen in seine Kameraden hat. Dieses Vertrauen sorgt dafür, dass der Soldat sich mit seinen Kameraden und seinem Zug oder seiner Kompanie identifizieren kann und ein intensives Gruppengefühl entsteht. Der Soldat kämpft dann nicht mehr nur für sich, sondern auch für seine soziale Gruppe. In einer sozialen Gruppe bestehen Abhängigkeitsverhältnisse. Die Präsenz der Gruppe diszipliniert den Einzelnen und führt dazu aus reinem Selbsterhaltunginstinkt heraus die Gruppenmitglieder zu verteidigen. Letztlich unterstehen Soldaten als Gruppe der militärischen Führung und innerhalb dieser Gruppen ist der Wille des Einzelnen der Gruppe untergeordnet. Disziplin ist somit eine Art sozialer Kontrolle, die durch Autorität – entlang der Befehlskette (Hierarchie) – durchgesetzt wird (Burk 1999: 449). Die Form der Disziplin und die Art ihrer Durchsetzung durch Befehlshabende werden von Militärsoziologen dabei an zwei Kriterien festgemacht (Soeters et al. 2003: 243f; Seifert 1994: 71ff):

Haltungsdisziplin (Befehl und Gehorsam): Mit Haltungsdisziplin (v. Heiseler 1966 passim) sind generalisierte Handlungsanweisungen an Untergebene gemeint, die eine stringente Unterordnung unter den Auftrag und ein bedingungs-

loses Einhalten der Gehorsamspflicht verlangen. Diese formale Disziplin zeichnet sich durch die Befolgung von Befehlen, Vorschriften und Erwartungen aus. Mit Techniken wie Drill und Überlastung soll Haltungsdisziplin erzeugt werden, die in einem System sozialer Kontrolle die effiziente Zusammenarbeit einer Vielzahl von Menschen garantieren soll. Auf diese Art und Weise meint die militärische Führung die Unwägbarkeiten des Krieges – oder gar die Möglichkeit einer Meuterei – minimieren zu können und damit der politischen Führung ein zuverlässiges Instrument zur Verfügung zu stellen. Der Soldat soll selbst in Todesnähe noch funktionsbereit sein, was in der allgemeinen Grundausbildung durch die zwangsförmige Zurichtung der Körper und der Köpfe geschieht. Wenn direkte Befehle nicht mehr notwendig sind, weil ihre Inhalte internalisiert sind, kann von Eigen- oder Selbstdisziplinierung gesprochen werden.

Selbstdisziplin (Autonomie und Effizienz): Mit Selbstdisziplin (v. Baudissin 1969: 48; 162) ist die funktionale Ermächtigung von Untergebenen zu mehr individueller Arbeitsfreiheit gemeint. Sie ist funktional, sobald sie im Vergleich zur formalen Haltungsdisziplin zu stärkerem Engagement führt und den Koordinationsaufwand reduziert. Indem Vorgesetzte ihren Untergebenen in kooperativer Weise die Gruppen- und Organisationsziele verdeutlichen, soll an die Selbstdisziplin appelliert werden um die gestellten Aufgaben gemeinsam zu meistern. Selbstdisziplin ist Disziplinierung von Innen und übertrifft in ihrem Ausmaß somit die formale, äußere Disziplinierung.

Disziplin ist aber auch Schlüsselbegriff zum Verständnis der Gesellschaft in Europa seit dem 18. Jahrhundert und dem Prozess der Herstellung von Subjektivität. Im Gegensatz zur Souveränität, der anderen Ausprägung von Macht, die laut Foucault (1994: 173ff) universalisiert, da sie sich nicht weiter für den einzelnen Menschen interessiert, subjektiviert die Disziplin, denn sie ist eine Machttechnik, die die Individuen kontrolliert. Das Militär wurde seit dem 18. Jahrhundert dabei zu einer wichtigen Disziplinierungsinstitution der Disziplinar-gesellschaft, denn der Körper des Soldaten wird zum Symbol für den Staat und die Nation. Mit dem Aufkommen des Nationalismus tötet und stirbt der Soldat für sein Vaterland. Für diese Fähigkeit müssen sein Körper und seine Psyche diszipliniert werden. Der Körper und die Psyche werden durchdrungen, zergliedert und anschließend wieder neu zusammengesetzt. Ziel der verschiedenen militärischen Disziplinierungstechniken ist die Erzeugung von Gleichheit der männlichen Körper und eine Kongruenz der Psychen, zur gesteigerten Tauglichkeit und vertiefter Unterwerfung (Foucault 1994: 177). Im Militär werden Dienstvergehen bis heute ‚disziplinar-rechtlich‘ geahndet, womit an die Disziplinar-macht der Staatsgewalt auch konkrete rechtliche Strafandrohungen der Souveränitätsmacht gebunden sind.

Die besondere Disziplinierungsform des Militärs unterscheidet sich nach Foucault von anderen Institutionen, wie Schule, Fabrik oder dem Gefängnis, durch absolute Unterordnung und der Ahndung von Abweichungen und Ungehorsam. Die militärische Gehorsamsproduktion zeichnet sich nicht nur durch die Erzeugung von Todes- und Tötungsbereitschaft aus, sondern ebenso durch die Kontrolle derselbigen (Bröckling 1997: 289ff). Während bis zum Ende des 19. Jahrhunderts willkürliche Körperstrafen als Mittel zur Disziplinierung des Einzelnen gegolten haben, so hat sich seitdem eine andere Art der äußeren Disziplinierung, nämlich der Bestrafung von vorher festgelegten Vergehen in Form von Kriegsgerichten und Militärgefängnissen durchgesetzt.

Mit dem Rückgang harscher Disziplinierungsmaßnahmen ist gleichzeitig die Bedeutung von Sport in militärischen Ausbildungsanstalten gestiegen, „since sports involve a team spirit and are appropriate preparation for military life. [...] Athletics is the symbolic analogy of personal involvement in combat“ (Janowitz 1964: 130). In Anlehnung an Foucault [1975] argumentiert Seifert (1995: 172), dass die körperliche Disziplinierung im Militär sich nicht nur auf die Leistungsfähigkeit des Körpers im Sinne der Konditions- oder Kraftsteigerung, sondern auch auf die Vereinheitlichung einer normierten, gleichförmigen, männlichen Subjektivität bezieht. Die Doppelgesichtigkeit sportlicher Disziplin besteht darin, dass neben diffusen Prinzipien wie Risikobereitschaft, Hartnäckigkeit, Zähigkeit auch Prinzipien wie Durchhaltevermögen, das stoische Aushalten von Entbehrungen und körperliche Leistungsfähigkeit vorhanden sind, die eng mit dem Körper verflochten sind (Barrett 1999: 87). Die sportliche Dimension der militärischen Kultur besitzt gleichzeitig einen produzierenden und einen disziplinierenden Aspekt.

Durch die Annahme und Verinnerlichung von Disziplin wird Disziplinierung von Innen erreicht, die in ihrer Effizienz die formale, äußere Disziplinierung übertrifft. Gelingt der weitere Abbau stringenter Unterstellungsverhältnisse und formaler Disziplinierung durch Maßnahmen „ethischer Führung“, so gleicht sich der militärische Führungsprozess weitgehend den Führungsprinzipien im zivilen Bereich an. Seit der Etablierung Stehender Heere dienten jahrelange Disziplinierung von Truppen zur Effektivierung der Waffenwirkung und ihrer Kampfkraft. Dies führte zu einer streng hierarchischen Struktur des Militärs, welches ein besonderes, sich von der nicht-militärischen Gesellschaft abhebendes Wertesystem kultivierte. Strenges Reglement von Geboten und besonders Verboten kennzeichnet diese gewaltsame Körperschaft noch heute, auch wenn die formale Disziplinierung aufgrund gewandelter Kriegstechnik ihre funktionale Bedeutung verloren hat.

Die organisationale Disfunktionalität des autoritären Mechanismus liegt aber darin, dass Eigenverantwortlichkeit die Voraussetzung für Erfolg in Situationen ist, die sich durch unvorhersehbaren Verlauf auszeichnen. Insbesondere Gefecht und Schlacht zeichnen sich durch Unvorhersehbarkeit und Unübersichtlichkeit aus. Somit ergibt sich für Soldaten im Einsatz ein beständiger Konflikt zwischen Gehorsam und Eigeninitiative, der in hierarchischen Strukturen nicht aufgelöst werden kann. Das Prinzip von Befehl und Gehorsam ist daher selbst aus militärischer Perspektive nur begrenzt funktional und erscheint ein Stück weit Selbstzweck von Stehenden Heeren zu sein. Hinter der bedingten Disfunktionalität des militärischen Prinzips von Befehl und Gehorsam verbirgt sich vor allem aber auch die wenig beachtete Dimension der zivilen Kontrollansprüche über das Militär.

2.1.2 Formalismus

Da die Streitkräfte eines Landes das allgemeine Gewalt- und Tötungsverbot eines Gemeinwesens unter bestimmten Bedingungen antasten dürfen, haben die formalen Regeln des Staates, der das Gewaltmonopol für sich beansprucht, besonderes Gewicht für das Militär. Das Prinzip von Befehl und Gehorsam, welches die Herrschaft der (zivilen) Exekutive über das Stehende Heer als Ansammlung militärischer Gewalt sichern soll, bedarf der Formalisierung. Mittels der Disziplinierung von Soldaten und der Verpflichtung zur Regelbefolgung kann die typische militärische Befehlskette gewahrt bleiben, welche die gesamte Organisation kontrollierbar und berechenbar machen soll. Die legal-rationalen Herrschaftsbeziehungen der bürokratischen Heeresform spiegeln sich in der militärischen Disziplin wieder, die sich im *Formalismus* der Dienstvorschriften als institutioneller Erwartung an den Soldaten ausdrückt.

Die Verstaatlichung des militärischen Feldes erfolgte in der Vergangenheit unter Bürokratisierung des Militärs, „denn nur die bürokratische Heeresform ermöglichte die Aufstellung stehender Berufsheere“ (Weber 1972: 566). Formale Regeln dienen der Organisation und Kontrolle der Arbeit in der Militärbürokratie, liefern aber Soldaten auch einen Referenzpunkt für ihren Alltagsdienst. Zu den formalen Hilfsmitteln der bürokratischen Militärorganisation zählen Dienstvorschriften, Erlasse und die formal gegliederte, vielfach schriftliche Befehlsgebung (Loquai/Schnell 1980: 1334). Zum einen erlauben die formalen Regeln die vorschriftsgemäße Ausführung von Aufträgen, sollen darüber hinaus aber auch den Kontext für den Zweck einer Aufgabe im organisationalen Gesamtrahmen liefern. Unter diesen Bedingungen kann Formalismus dazu beisteuern den Beitrag jedes Organisationsmitgliedes zum größeren Ganzen zu veranschaulichen. Da sich Militärorganisationen oftmals in Wartestellung auf den Einsatz befinden,

erhalten sie wenig Gelegenheit zur Überprüfung ihrer Ablaufprozesse, so dass der Befolgung einmal eingeführter Regeln und Prozeduren ebensoviel Gewicht zukommt wie in anderen bürokratischen Organisationen. Die Einhaltung von Regeln und Prozeduren wird zum Kriterium der Erfolgskontrolle; dies gilt vor allem außerhalb des militärischen Einsatzes. Durch die notwendig erachtete Befolgung vorgeschriebener Abläufe erhalten Funktionsträger große Kontrollmacht.

Der Kampfauftrag von Streitkräften ist einerseits von sehr unvorhersehbarer Natur, andererseits befindet sich das Militär zumeist in Wartestellung wegen der offiziellen Regeln und Prozeduren durch ein besonders hohes Maß an Normativität bestimmt sind. Das organisationale Verhalten des Militärs zeichnet sich daher durch strikte Befolgung von Regeln und Prozeduren aus. Der *Legalität* kommt daher in allen modernen Streitkräften große Bedeutung zu, da sie nicht nur der genaueren Bestimmung des vagen militärischen Auftrages dienen, sondern auch Verhaltenssicherheit gegenüber dem zivilen Dienstherrn bietet. Da nur die äußere und formale Übereinstimmung der Handlung zählt und die innere Einstellung zum Gesetz unberücksichtigt bleibt, kommt dem Prinzip der bloßen Rechtmäßigkeit eine Befreiung von moralischen Maßstäben zu.

Die legale Herrschaft (Weber 1972: 124ff) beruht auf formalem Recht, dem sowohl alle Bürger als auch die Herrschenden aller Hierarchieebenen unterworfen sind. Sie erlaubt es Befehlsempfängern pflichtgemäß zu handeln, ohne die Frage nach der Legitimität von Befehlen, sei es des zivilen Dienstherrn oder in Konsequenz des Vorgesetzten, stellen zu müssen. Da die Frage nach dem ethischen Fundament von legalen Gesetzen und Befehlen zwangsläufig in der Gewissensfreiheit des soldatischen Individuums münden müsste, stellt die Legitimität militärischen Handelns für Soldaten die größte Herausforderung dar. Mit der Einführung der kantischen Figur des Sittengesetzes wäre der Soldat nicht nur zu Gewissensentscheidungen gezwungen, sondern müsste letztlich auch aus sittlicher Pflicht die Übereinstimmung des positiven Gesetzes des Staates anhand moralischer Maßstäbe prüfen. Da bei negativem Ausgang einer solchen Prüfung der Legitimität der herrschenden Ordnung der Staat – und damit auch seine Streitkräfte – in Frage gestellt wäre, kommt im Militär der grundsätzlichen und unhinterfragbaren Legitimation des Staates große Bedeutung zu. Aus der Legitimation des Staates hat sich die Legitimität des Militärs zu ergeben. Insbesondere Exekutive und Legislative formulieren dazu Argumente, die das politische Handeln des Staates und seiner Organe rechtfertigen sollen (Wiesendahl 1983: 148). Die gewalthaften Herrschaftsansprüche des Staates kulminieren in Form von Polizei und Militär, da für diese Organe das allgemeine Gewaltverbot be-

dingt aufgehoben ist. Daher stehen diese Staatsorgane unter besonderem Legitimationsdruck.

Der Formalismus, welcher aus der legalistischen Regelbefolgung hervorgeht, spiegelt sich in der formellen und informellen Anerkennung von Hierarchie auch in den militärischen Sozialbeziehungen wider. Direkt und indirekt wird Soldaten ständig der besonders hierarchische Charakter der Militärorganisation verdeutlicht. Anders als in zivilen Organisationen können höhergestellte Personen allein schon an Uniform und Abzeichen erkannt werden. Die formale Grußpflicht symbolisiert die hierarchische Ordnung des Militärs, die auch nach Dienstschluss fortbesteht. Die „Befehlskette“ besitzt einen hohen symbolischen Gehalt, der über seine bloße Nützlichkeit als Mittel zu Kommunikation und Kontrolle weit hinausgeht. Gleichzeitig soll sich in der Befehlskette idealiter auch die Verpflichtung der Vorgesetzten zur Fürsorge und Verantwortung gegenüber ihren Untergebenen ausdrücken. Unterordnung gegenüber dem Vorgesetzten und Einordnung in die Militärorganisation gelten daher für viele Soldaten als selbstverständlich. Aufgrund der möglicherweise opferreichen Folgen von Befehlen gilt es sicherzustellen, dass diesen ohne Ansehen der Person allein wegen der Weisungsbefugnis des Vorgesetzten gefolgt wird. Eine Armee deren Soldaten dieses Prinzip in Haut und Haare übergegangen ist, besitzt bei einer fähigen Führung im Gefecht einen deutlichen Vorteil. Daher wird allen Handlungen, welche die Befehlskette auch nur Ansatzweise in Frage stellen eine so große Gefährdung für Disziplin und Überleben der Gesamtorganisation zugeschrieben.

2.1.3 Konservatismus

Konservatismus ist ein bisweilen schillernder Begriff der oftmals als bloße Gegenposition zum Liberalismus betrachtet wird. Im Zuge der Herausbildung der Moderne, also der allmählichen Auflösung der feudal-agrarisch-handwerklichen Ständegesellschaften und dem Entstehen der bürgerlich-kapitalistischen Klassengesellschaft entsteht der Konservatismus als Denkrichtung einer transzendentalen, hierarchischen Weltansicht. Der Konservative sieht die Kehrseiten des Fortschritts und möchte den Menschen an Tradition und Ordnung gebunden sehen. Der frühe Konservatismus richtete sich daher sowohl gegen die freiheitlichen Prinzipien des bürgerlichen Liberalismus als auch gegen den Prozess der Emanzipation von Unterprivilegierten. Bereits 1790 hatte Edmund Burke, der als der Vater des klassischen Konservatismus gilt, in den „Reflections on the Revolution in France“ die beschränkte menschliche Vernunft und deren unterschiedliche Verteilung zwischen den Menschen betont. Burke lehnt das Vertrauen der republikanischen Aufklärer in die Vernunft des einzelnen Menschen ab, verneint aber auch die Idee eines liberlastischen Gesellschaftsvertrages, da der Staat ohnehin

historisch gewachsen und auf Traditionen, Sitten und Bräuchen beruhe: Zweck des Staates sei die Mehrung des in der göttlichen Ordnung angelegten Nutzens seiner Bürger.

Im Laufe der gesellschaftlichen Etablierung des bürgerlichen Liberalismus verfolgt auch dieser – wie zuvor der Konservatismus – politische Bestrebungen zur Erhaltung ökonomischer, sozialer und politischer Macht- und Herrschaftspositionen. Als Ordnungsprogramme sind Konservatismus und Liberalismus seitdem verschmolzen. Privateigentum und das Recht darauf sind sowohl im Sinne des Konservativen als auch des Liberalen ein zentraler Eckpfeiler einer funktionierenden Gesellschaft. Konservatismus und Liberalismus betonen den Menschen und nicht die Gesellschaft als primären Ort historischer Entwicklung. Nuancen bestehen insofern als Liberale individualistische Freiheitsrechte betonen und ein dynamisches Konkurrenzmodell verfolgen, während Konservative fortschritts- und freiheitsskeptisch sind und traditionell festgefügte Ordnung betonen (Greiffenhagen 1971 *passim*). Der republikanistischen Idee sozialer Gleichheit als Voraussetzung für politische Partizipation und Tugendhaftigkeit (Münkler 1992b: 40) stehen Konservative wie Liberale gleichermaßen ablehnend gegenüber. Zwar sind auch Konservative gemeinschaftsorientiert, doch bestreiten sie das Vertrauen der Republikaner in die Lern- und Einsichtsfähigkeit des Menschen. Der Konservative glaubt an die Kräfte der Tradition und misstraut großen Hoffnungen.

Zum besseren Verständnis des militärischen Feldes ist ‚Konservatismus‘ vor allem als Weltanschauung, Denkweise und Praxis aufzufassen. Für den sozial Konservativen besteht eine feste Weltordnung. In seiner Vorstellung ist der Mensch unvollkommen, sündig und schwach. Es gibt körperliche und geistige Ungleichheit unter den Menschen, die soziale Unterschiede rechtfertigen. Der Konservatismus des modernen Militärs besteht in der Art und Weise wie Tradition und althergebrachtes Wissen als Grundlage für zukünftiges Handeln wichtig erachtet werden, sowie einer gewissen Ordnungsliebe und einem Hang zum Handeln statt des Reflektierens. Konservatismus betont den moralischen Wert der Beibehaltung der Status Quo und die Unvollkommenheit des Menschen. Dieses negative Menschenbild führt zur Ansicht, dass aufgrund der menschlichen Schwächen es immer wieder unvermeidlich zu Krieg kommen müsse. Die Existenz des Militärs wird daher aus den Unwägbarkeiten der Staatenwelt sowie der potenziellen Bedrohung des Landes und der nationalen Interessen durch äußere Gegner und innere Feinde des Staates gerechtfertigt. Es besteht meist eine starke Orientierung am Staate dem man dient. In den Augen des Militärs muss vor allem aus Erfahrung gelernt werden. Der Glaube an praktische Erfahrung

und Tradition, die unter anderem durch Unterweisung in Militärgeschichte vermittelt wird, ist zentraler Bestandteil des militärischen Konservatismus.

Die Berufsentscheidung ‚Soldat‘ lässt sich teilweise mit einem Rückgriff auf Karl Mannheim und seinem Ansatz des konservativen Denkstils erklären. Dieser besagt, dass die Aufgabenstellungen, der ein Mensch nachgeht und welche Probleme er oder sie konstruiert, Anhaltspunkte auf die bewusste oder unterbewusste Zugehörigkeit zu einem bestimmten Denkstil (Mannheim 1964: 408f) sind. Auch die Sprache eines Menschen deutet auf die Art seines Denkstils hin. Den Charakter des konservativen Denkens markieren Göhler/Klein (1993: 318f) durch die Verbindung spezifischer Denkhaltungen. Sie bezeichnen konservatives Denken als historisch, konkret, hierarchisch, religiös sowie modernisierungsskeptisch. Die konservative Weltanschauung stellt eine vom Individuum unabhängige soziale Wirklichkeit dar. Sie ist mehr als nur die Summe der einzelnen Subjekte, sie ist ein „objektiver, geschichtlich eingebetteter, dynamisch sich abwandelnder Strukturzusammenhang“ (Mannheim 1964: 416). Das prägnanteste Merkmal einer konservativen Bewusstseinstellung ist zunächst nicht nur das Festhalten am Althergebrachten, sondern das Festhalten am Konkreten, also am unmittelbar Existenten:

Konkret zu erleben, konkret zu denken, bedeutet von nun an eine besondere Verhaltensweise, ein ausschließliches Wirkenwollen in jener bestimmten unmittelbaren Umwelt, in die man hineingestellt ist, – eine radikale Abneigung gegen jedes *Mögliche* und *Spekulative* (ebd. 425).

Für den Konservativen ist daher der unmittelbare, konkrete Einzelfall von Relevanz, während die Zusammenhänge von Gesamtstrukturen keine Beachtung erfahren. Das Erleben der Umwelt und der Denkstil sind als konkret zu bezeichnen und beziehen sich auf das Vorhandene, Gewachsene, auf das nicht hinterfragte ‚So-Seiende‘. Gegenüber dem Normativen wird eine eher ablehnende Haltung eingenommen, und idealistische Ideen als utopisch abgetan. Theorien werden oftmals abschätzig als spekulativ-hypothetisch kritisiert, da sie mit der Wirklichkeit angeblich nichts zu tun hätten. Der Konservative besitzt ein Bild vom ‚Sein‘, das als etwas Notwendiges und Gewachsenes hingenommen werden muss. Konservative Werte werden aus dieser Denkweise gebildet (ebd. 435f). Für den Konservativen wird die Bedeutung des ‚Seins‘ letztlich aus dem Vergangenen abgeleitet. Das aus der Vergangenheit hervorgegangene, dadurch geprägte und jetzt existente Sein bildet die Norm (ebd. 437). Das Erleben von Zeit ist für den Konservativen, der ja das ‚Sein‘ aus der Vergangenheit ableitet, demnach von ganz eigener Bedeutung für die Gegenwart. Mannheim (1964: 439) hat es folgendermaßen formuliert:

Der Progressive erlebt die jeweilige Gegenwart als den Anfang der Zukunft, während der Konservative die Gegenwart als die letzte Etappe der Vergangenheit erlebt.

Die Vergangenheit wird als das immerwährende Werden der Geschichte und als Kontinuität aufgefasst. Für den konservativ Denkenden scheint die Gegenwart immer noch mit dem Ursprung, der Keimzelle aller Entwicklung, verbunden zu sein, deren Entfaltung des ursprünglichsten Wesenskerns die heutige Gegenwart bildet. Im konservativen Erleben des Geschichtlichen wird das traditionell Existierende geduldig hingenommen. Die besondere Bedeutung des militärischen Feldes als Ort des Konservatismus wird aus folgenden Worten Mannheims (ebd. 44) ersichtlich:

Konservativ (in originärer Weise) erleben bedeutet also, von Erlebniszentren aus zu leben, deren Entstehungsursprung in vergangenen Konstellationen des historischen Geschehens verankert ist, von Erlebniszentren aus, die sich relativ unverändert bis in jene Zeit, in der der moderne Konservatismus sich konstituiert, deshalb halten konnten, weil sie in jenen Gebieten und Provinzen des sozialen Werdens ihre Träger hatten, die bis dahin von dem modernen Geschehen noch nicht mitgerissen worden sind.

Janowitz (1964: 242f) führt nun zum Begriff des militärischen Konservatismus aus, dass sich dieser durch eine kritische Haltung gegenüber der zivilen Gesellschaft auszeichne, da diese durch mangelnden Respekt gegenüber dem Prinzipien von Ordnung und Autorität geprägt sei (ebd. 248f). Die militärische Führung meint, durch den Hedonismus der liberalen ‚Spaßgesellschaft‘ seien militärische Tugenden wie Tapferkeit, Disziplin, Gehorsam, Loyalität und Pflichtgefühl unter Rechtfertigungsdruck geraten. Während die ökonomischen Annahmen des militärischen Konservatismus grundsätzlich im Glaube an die Unersetzbarkeit von Privateigentum als Basis einer stabilen politischen Ordnung bestehen, beinhaltet der militärische Konservatismus laut Janowitz (1964: 243ff) aufgrund der langen Planungsphasen bei Rüstungsvorhaben und gewisser planwirtschaftlichen Elemente im Militär eine gewisse Skepsis an der Privatwirtschaft.

Die politischen Konzepte des militärischen Konservatismus sind laut Janowitz (1964: 250f) durch die Ablehnung von Kompromissuche geprägt. Die Konkurrenz gänzlich unterschiedlicher Standpunkte im Rahmen des demokratischen Pluralismus und die Aushandlungsprozesse in der politischen Entscheidungsfindung sind dem militärischen Konservatismus suspekt. Man wünscht sich schnelle Entscheidungen, die dann nicht mehr nachverhandelbar sein sollen. Es besteht die Überzeugung, dass im militärischen Anforderungsprofil die Essenz überlegener sozialer Werte zusammenkommt, da die berufliche Tätigkeit der staatlichen Ordnung dient und eine gewisse Selbstlosigkeit beinhaltet.

Aufgrund des zentralen Prinzips von Befehl und Gehorsam gelten offene Kritik und Diskussionen als unangemessen und unmilitärisch. Der Anti-Intellektualismus des Militärs manifestiert sich in der einseitigen Verklärung militärischer Standardwerke (Clausewitz etc.) und der Reduktion komplexer Zusammenhänge auf ihre direkte Lösbarkeit (ebd. 341). Die für das Stehende Heer typische Hierarchie und die damit einhergehenden Prinzipien der Unterordnung und Einordnung in das militärische Gefüge machen das Militär zu einer Körperschaft die konservativen Grundsätzen entspricht. Daher ist es umso erstaunlicher, dass sich im Stehenden Heer dennoch auch gewisse demokratische Freiheitsrechte und bisweilen aufgeklärte Individualisten finden. Die Weltanschauung der meisten hauptberuflichen Soldaten zeichnet sich jedoch konsequenterweise durch konservatives Denken aus.

2.2 Gemeinschaft

Dem Gemeinschaftsgedanken bzw. der Kollektivität kommt im Militär ein zentraler Stellenwert zu. *Gemeinschaft* stellt das zweite zentrale Prinzip von Militärkultur dar. Zum einen wird in der Kriegsführung Herkömmlicherweise auf die zahlenmäßige Überlegenheit der Masse gesetzt, zum anderen besitzt für den einzelnen Soldaten die kleine Kampfgemeinschaft große Bedeutung, da sie im Kampf emotionale und physische Sicherheit bietet. Daher gilt im Militär grundsätzlich die Devise: „Gemeinschaftsleistung geht vor Einzelleistung“. Das Wohl der Gruppe zählt an erster Stelle, so dass Individualismus nicht gerne gesehen wird (Jans/Schmidtchen 2002: 50). Oder wie Huntington (1981: 64) es formuliert: “The military ethic is basically corporative in spirit. It is fundamentally anti-individualistic.”

Formelle Gruppen innerhalb des Militärs sind nach funktionalen Gesichtspunkten strukturiert und stets Teil einer übergeordneten Gruppe. Innerhalb der formellen Gruppe gilt das Befehl-Gehorsam-Schema. Es fordert Identifikation, Einordnung und Gehorsam als Verhaltensnorm. Formelle und informelle Führerschaft, die durch soldatische Werte verkörpert und vermittelt werden, fallen innerhalb der Gruppe oftmals zusammen. Befehle werden per Autorität erteilt und umgesetzt. Ein weiteres wichtiges Element für die militärische Effektivität der Gruppe ist deren Zusammenhalt, für welchen gegenseitiges Vertrauen und ein über bloße Kooperation hinausgehendes informelles Zusammengehörigkeitsgefühl, die Kameradschaft, Voraussetzungen sind (Demeter 1965: 233). „The individuals are part of a social system [...]. The identification in such an institution [...] presumes in itself an indoctrination of common attitudes and standardized behavior [...]“ (Kjellberg 1965: 287f). Während Kjellberg auf die gezielte Pro-

duktion von militärischen Einstellungen und Verhaltensweisen hinweist, spricht Bahrdt (1987: 96f) von Kameradschaft als Alltagstugend unter Soldaten, denn diese Beziehungen spielen sich in einem spezifischen Milieu ab, „in dem man [...] auf tätiges solidarisches Verhalten des jeweils anderen angewiesen ist“. Die militärische Gruppe stellt das spezifische Milieu dar, in dem von den Soldaten notwendigerweise enge Zusammenarbeit abgefordert wird. In der Bundeswehr wird der emotionale Begriff der Kameradschaft rational damit begründet, dass im Ernstfall die „Kameradenhilfe“ unter den Soldaten gewährleistet sein muss. Die für militärische Praxisformen zentrale Dimension der *Gemeinschaft* setzt sich aus den folgenden drei Elementen zusammen.

2.2.1 Segregation

Militärische Organisationen besitzen nicht nur die kriegerische, vorbürokratische Logik nach der sich ein militärischer Vorgesetzter durch Charisma, Mut und Tapferkeit auszeichnet und sich dadurch das Vertrauen seiner Untergebenen verdient, sondern zeichnen sich vor allem durch das vormoderne Spezifikum aus, dass die Trennung der beruflichen und der privaten Lebenssphäre über lange Strecken nicht gegeben ist. Was diese Institution nicht nur räumlich von anderen gesellschaftlichen Bereichen trennt, ist die Kasernierung von Rekruten, Soldaten und Vorgesetzten. Die *sozialräumliche Segregation* des Militärs von der Zivilwelt, welche im Zuge der Aufstellung Stehender Heere im Europa des ausgehenden 17. Jahrhunderts entstanden ist, verfolgt den Zweck, die Erziehung des Soldaten auf alle Lebensbereiche auszuweiten und somit die militärische Ausbildung zu maximieren (Euskirchen 2004: 56). Die Isolation hat darüber hinaus die Funktion, die verschiedenen Lebenssituationen stärker zu kontrollieren und somit Fremdbeherrschung zu ermöglichen.

Ferner scheint es nur durch Abgrenzung möglich zu sein, das spezifisch militärische Realitätsprinzip zu gewährleisten, da in Friedenszeiten das Militär seine eigentliche Bestimmung für den Krieg nicht ohne weiteres aufrechterhalten kann (Voss 1988: 49). Die Außeralltäglichkeit des militärischen Berufstandes drückt sich darüber hinaus in der mönchsgleichen Hingabe an den Dienst aus. Eine traditionelle Ansicht unter Offizieren und bisweilen auch Unteroffizieren ist, dass man als echter Soldat 24 Stunden, 7 Tage die Woche, 365 Tage im Jahr im Dienst sei. Bereits der dienstliche Alltag im Friedensbetrieb besitzt starke Züge einer gewaltsamen Körperschaft, die sich durch ihre Allumfassendheit auszeichnet. Durch die Teilnahme an Manövern, Lehrgängen und durch Auslandseinsätze sind Soldaten aller Dienstgradgruppen oftmals wochen- und monatelang vom Zivilleben getrennt und leben unter der Woche in militärischen Unterkünften. Die Militärorganisation übernimmt für die Soldaten eigentlich zivile Aufgaben

wie Haushaltsführung, Verpflegung, medizinische Versorgung und Freizeitgestaltung. Die militärische Liegenschaft im In- oder Ausland bietet einen Lebensraum mit Rundumversorgung, die es erlaubt zivile Rollenverpflichtungen zeitweise zu suspendieren.

Die Kasernierung des Stehenden Heeres hat weit reichende Auswirkungen auf das Leben im Militär sowie auf die Soldaten und ihre Familien (Segal 1986 passim). In einigen Armeen ist es üblich, dass die Familie des Armeeingehöri-gen innerhalb der abgezaunten Liegenschaft wohnt und somit für den Soldaten kaum noch die Notwendigkeit besteht die Garnison zu verlassen, da meist alle Mittel des täglichen Bedarfs in Versorgungseinrichtungen erworben werden können. Selbst die Ferien können Soldaten und ihre Familien in preisgünstigen Urlaubseinrichtungen der Streitkräfte unter anderen Militärfamilien verbringen. Die häufigen Versetzungen vor allem von Offizieren, aber auch teilweise von Unteroffizieren führen dazu, dass sich die Familie nur auf absehbare Zeit an einem Ort niederlässt. Dies kann zur Desintegration der Soldatenfamilie aus dem Zivilleben führen. Entscheidet sich die Soldatenfamilie nicht mehr bei jeder Ver-setzung umzuziehen, so beginnt eine lange Phase der bloßen Wochenendbeziehung, die oftmals mit der sozialräumlichen Segregation des Soldaten von der Familie einhergeht (Meyer 2004 passim). Mit dem „tiefgreifenden Wandel zur Einsatzarmee“ (BMVg 2006: 18) geht darüber hinaus die strukturelle Überforderung der „Soldatenfamilien im Einsatz“ einher (Gödicke/Schloßmacher 2006 passim). Die gesellschaftliche Rückbindung der Soldaten werden durch die Auslandseinsätze nachhaltig beeinträchtigt.

In Auslandseinsätzen, die durch ständige sozialräumliche Trennung von Familie und privatem Umfeld, das Leben im Feldlager und der permanenten Anwesenheit anderer Soldaten geprägt sind entwickeln sich diese Teile der Militärorganisation zur ‚totalen Institution‘ (Goffman 1961). Das Leben im Feldlager zeichnet sich oftmals nicht nur durch das Getrenntsein von der zivilen Umwelt des Lagers aus, sondern vor allem von der Trennung vom heimatlichen Umfeld. Die Subkultur des Feldlagers spielt für die militärischen Praxisformen dahingehend eine Rolle, als dass die Starrheit und Langeweile des Friedensbetriebs des Militärs als bürokratischer Großorganisation im Auslandseinsatz eine außerall-tägliche Dimension erhält, in der sich Soldaten zu beweisen haben. Zudem wird im Auslandseinsatz institutionelle Gewalt gegenüber Dritten nicht länger nur – so wie im Inland – präsentiert, sondern Herrschaft und Macht direkt ausgeübt. Im Feldlager zeigt sich die bürokratisch rationale Großorganisation des Heimatstandortes als totale Institution. Die virulenten Gefahren eines Auslandseinsatzes und die militärische Ordnung schaffen neben der generellen militärischen

Teilkultur zusätzlich eine spezifische Subkultur des Feldlagers (Tomforde 2006 passim), welche Einfluss auf die gesamten militärischen Praxisformen besitzt.

Die Kluft zwischen ziviler und militärischer Kultur ist also nicht allein auf die Internalisierung von spezifischen Normen und Verhaltensweisen im Rahmen des soldatischen Dienstes beschränkt, sondern findet ihre Ausprägung gerade auch in den Versorgungseinrichtungen, den Wohnverhältnissen, im Freizeitverhalten und dem Lagerleben. Das Militär ist auch in dieser Hinsicht eine gewaltsame Körperschaft, die sich in mehr oder minder langen Friedenszeiten auf den Ernstfall vorbereitet und anhand diesbezüglicher Formen sozialer Praxis eine spezifische Kultur ausbildet.

2.2.2 Maskulinität

Die politische Institution Militär partizipiert an der Produktion einer kollektiven Definition von *Maskulinität* und verfügt über Techniken, diese Definitionen in einzelne Individuen einzuschreiben. Individuelle Eigenheiten werden zugunsten einer uniformierten, verbindlichen Maskulinität normiert. Seit Jahrhunderten konzentrierte sich der Großteil der infanteristischen Ausbildung auf den männlichen Körper, denn dieser sollte „gehärtet, gestählt, beweglich gemacht (werden) bis zu dem Punkt, dass er seinem Besitzer bzw. dem Kommando des Vorgesetzten automatisch-mechanisch gehorchte“ (Frevert 1997b: 167ff). Wichtig in diesem Kontext war die vorherrschende Meinung, dass der Mann sich seinen Körper Untertan machen kann.

Im Kontrast dazu standen die Körpervorstellungen über die Frau, welche „ihrem Körper ausgeliefert, [...] zeitlebens unterworfen“ (ebd.) sei. Die Körperdresur des militärischen Mannes „schrieb sich ihm so ein, dass sie ihm auch im zivilen Leben nicht mehr abhanden kam“ (ebd.). Unterstützt wurde dieser Körperkult durch das Tragen der Uniform. Körperliche Tüchtigkeit gehört in vielen Handwerksberufen und Jobs zu den Grundvoraussetzungen ihrer Ausübung. Doch kein anderer Berufstand verweist auf körperliche Voraussetzungen wie das Militär. Dabei spielt dienstlicher Sport eine besondere Rolle, da er physische und psychische Anforderungen des militärischen Berufstandes verbindet und zugleich zur Unterscheidung von Handwerksberufen dient. Seit dem alten Griechenland hat Sport in Europa auch der Vorbereitung auf den Krieg gedient, so dass körperliche als auch mentale Sportlichkeit unweigerlich zum militärischen Berufsstand zählt.

Da das Militär in den meisten westlichen Industrieländern weiterhin eine männliche Bastion und gesellschaftliche Reproduktionsstätte von Maskulinität ist (Seifert 1992 passim), sind die idealtypischen Vorstellungen von einem richtigen Soldaten überwiegend maskulin geprägt. Die Homosozialität (Lipman-Blumen

1976) des Militärs ist sichtbarer als in anderen Domänen männlichen Gestaltungswillens, da das Militär räumlich von der zivilen Gesellschaft separiert ist. In der für das Militär so zentralen Idee der Kameradschaft drückt sich in symbolischer Form die Orientierung an den Geschlechtsgenossen aus. In diesem – noch bis vor kurzem – nur Männern vorbehaltenen Raum finden die ernstesten Spiele des Wettbewerbs um Anerkennung statt. Die Kameradschaft eines männlichen Kollektivs besitzt die funktionale Qualität, im Ernstfall notwendige Kohäsion zu stiften, doch kann sie auch dazu dienen, Geschlechterdifferenz zu konstruieren. Im Laufe seiner Geschichte hat das Militär eine Kultur ausgebildet, die ein traditionelles Männlichkeitsideal gleichermaßen konstruiert und reproduziert. Die Tradition der ritterlichen Figur, die Kavalier und Krieger in Form einer adeligen Männlichkeit vereinte und auch feinsinnige Züge aufwies, ging in Europa nach dem Siegeszug des Nationalismus, den Heersvergrößerungen Ende des 19. Jahrhunderts und spätestens in den Materialschlachten des I. Weltkrieges unter.

Durch die Gestaltung des Militärs als männlicher Organisation wurde das Militär zum Ort, an dem Zuschreibungen festgelegt wurden, was männlich ist aber auch wo Maskulinität immer wieder neu bewiesen und hergestellt werden musste. Die geschlechtliche Codierung des Militärs und der permanente Rückgriff auf das maskuline Konzept können als Ausdruck der erlebten Ambivalenz zwischen einer weiblich besetzten Reduktion des Soldaten auf seinen gefügigen Körper, also seinen Objektstatus, und einer geforderten sowie postulierten wehrhaften Männlichkeit verstanden werden (Däniker 1999: 118ff). Zu dieser doppeldeutigen Situation paarte sich ein weiteres Phänomen soldatischer Erziehung. Soldaten niedriger Hierarchiestufen müssen oftmals weiblich definierte Tätigkeiten verrichten: Betten machen, Reinigungsarbeiten, Aufräumen, etc. Somit befindet sich der einfache Soldat im Militär symbolisch teilweise in einer weiblich kodierten Situation.

Das Kriegerische als Eigenschaft, die sich im Tragen und Benutzen von (Feuer-)Waffen widerspiegelt, gilt hingegen als genuin männlich. Als Gründe hierfür wird zumeist die biologische Unterschiedlichkeit der Geschlechter angeführt, welche mit einer unabänderlichen Natur des Geschlechts einhergehe. Frauen, die Waffen benutzen oder zur Schau stellen, lösen Verwirrung aus. Die Soldatin ist daher ein emotional, nicht klar darlegbares Problem für männliche Soldaten. Für männliche Soldaten geht der Soldatenberuf häufig mit einer besonders starken Ausprägung von Maskulinität einher. In den Augen von Soldaten entweiblichen sich daher Soldatinnen (Seifert 1996: 176). Ein anderes geschlechtsspezifisches Argument gegen Soldatinnen ist, dass männliche Soldaten den Typus Frau als besonders schützenswert einstufen. Der Krieg wird zur Männersache konstruiert. Eine gefallene Soldatin hat daher eine zweifache Bedeu-

tung: Erstens findet die Soldatin den Tod als Repräsentant des Staates und der Gesellschaft und zweitens starb mit ihr eine Frau. Da die Unversehrtheit der Frau aber in vielen Kriegen die Stärke und den Sieg des männlichen Kämpfers symbolisiert, wird mit dem Tod einer Soldatin die Schwäche der männlichen Soldaten zweifach gezeigt (ebd. 180ff). Die männliche Hegemonie gewinnt im militärischen Kontext an Bedeutung, wenn Frauen generell als emotional instabil oder körperlich schwach dargestellt werden (Barrett 1999: 88). Wird Männlichkeit mit wehrhafter Stärke assoziiert, dann wird Weiblichkeit spiegelbildlich mit Aufgeben, Klagen und Schwäche assoziiert (ebd. 77). Die Geschlechtszugehörigkeit bestimmte lange Zeit die Möglichkeit in regulären Armeen im Kampf eingesetzt zu werden. Diese Logik orientiert sich an der kulturellen Konstruktion einer männlichen Verletzungsmacht und einer weiblichen „Verletzungsoffenheit“ (Wobbe 1993: 106) und schrieb die traditionelle Aufteilung in männliche Täter und weibliche Opfer fort. Die Frau sollte vor dem harten Kampf „Mann gegen Mann“ geschützt und bewahrt werden.

In Zeiten nicht-technisierter Kampfführung und der Konfrontation mit dem Gegner in offenen Feldschlachten war diese Fähigkeit vor allem durch physische Attribute wie Körperkraft und Ausdauer bestimmt, die sich in zugeschriebenen Eigenschaften wie Härte und Durchsetzungswillen fortsetzen (DeGroot 2000: 8f). Während der militärischen Ausbildung wird die Rolle des Soldaten mit Maskulinität verbunden, die als heterosexuelle Hypermaskulinität Motor zur Umformung von Rekruten zum vollen Soldaten wird (Kernic 2001c: 90). In persönlichen Konfrontationen und Bewährungssituationen gilt es stets seinen Mann zu stehen (Albrecht-Heide 2000: 245f). Die militärische Sozialisation operiert mit der Angst des Soldaten, als weiblich statt als männlich identifiziert zu werden.

Die Auflösung der zivilen Rolle und die Prägung der spezifisch militärischen Rolle des Individuums beginnen schon während der allgemeinen Grundausbildung der Militärangehörigen, die zumeist in der Adoleszenz liegt. In ihr werden durch Erschöpfung, Demütigung und Drangsalierung individualistische Antriebe gebrochen, um die Eingliederung und Unterordnung in die Gruppe und deren Arbeitsteilung zu forcieren. Gleichzeitig werden junge Männer aus ihren traditionellen sozialen und familiären Beziehungen gelöst und in das abstrakte Bezugssystem des Staates und des Vaterlandes integriert (Frevert 1996: 81f; Kreisiky/Sauer 1997b: 37). Um im Militär eine Identität als Mann, für andere und für sich selbst sichtbar zu machen, gilt es die Grenzen körperlichen Leistungsvermögens zu testen und Befehlen schnell und unmittelbar Folge zu leisten (Haubl 1988 passim). Dieser Mechanismus, welcher mit den Ängsten junger Männer vor Verweiblichung operiert, wirkt als elementarer Disziplinierungsfaktor zur Aufrechterhaltung des autoritären Befehlsprinzips.

Die Konzentration auf Maskulinität wirkt im Militär, das sich aus Individuen unterschiedlicher Schichten und regionaler Herkunft zusammensetzt, als eine der wenigen und deshalb um so wichtigeren Gemeinsamkeiten, welche Basis für starke kollektive Bindungen – der Kameradschaft – bieten können.

Das Militär ist eine strikt hierarchisch gegliederte, rationalisierte Organisation, es ist aber auch ein egalitärer Männerbund, der sich über den Ausschluss von Frauen konstruiert und homoerotische Libido in Aggressivität nach Außen umsetzt (Bröckling 1997: 10).

Dies schließt oftmals die Konstruktion eines negativen Gegenbildes ein. Der ‚innere Feind‘ und das Andere verkörpern sich für den männlichen Soldaten daher häufig in der Frau. In sie werden unerwünschte Eigenschaften (Angst, Bedenken, Schwäche, Zweifel) projiziert. Im Ideal der militärischen Operation hemmen diese Eigenschaften die als notwendig erachtete Aggressivität und Entschlussfähigkeit. Zudem legitimiert die Abwertung der Frauen ihr weitgehendes Nicht-Vorhandensein in der Militärorganisation: die Verweigerung des Zugangs zu den sozialen Codes und Privilegien der Soldaten ist Folge der den Frauen zugeschriebenen negativen soziopsychologischen Eigenschaften. Das Etikett ‚weiblich‘ bekommt damit einen demütigenden und abwertenden Charakter, welcher durch die vulgäre Sexualisierung der militärischen Umgangssprache verstärkt wird.

Die militärische Kultur erlaubt es Männern – und ermutigt sie möglicherweise sogar –, eine rüde Sprache zu benutzen, ein bestimmendes Verhalten zu entwickeln sowie sich auf aggressive und chauvinistische Weise zu benehmen (Sasson-Levy 2003: 86).

Der Gebrauch von Schwulen- und Weiblichkeitsmethaphern zur Abwertung von männlichen Soldaten sowie die Betonung heterosexuellen Verhaltens, betont den Zusammenhang von Militär und hegemonialer Maskulinität. Die Abwertung nicht-femininer Frauen als Flintenweiber geht mit diesem Muster einher (Seifert 1999: 53). ‚Flintenweiber‘ entsprechen nicht dem Rollenbild einer wehrlosen, weichen Frau und stellen damit das herrschende Koordinatensystem auf den Kopf. Die Erscheinung der Soldatin berührt somit zwei zentrale, männlich konnotierte Symbolebenen: „[...] zum einen die öffentlich-kollektive Ebene durch das Repräsentieren des staatlichen Gewaltmonopols und der Idee der Nation, zum anderen die individuell-emotionale Ebene der Maskulinität, den Kernbereich der männlich-soldatischen Geschlechtsidentität“ (Schiesser 2001: 172). Soldatische Attribute wie z.B. kämpferisch, tapfer, todesmutig sind vorrangig männlich konnotiert, beinhalten aber sowohl einen beschützenden, als auch einen gewalthaften Charakter. Aus traditioneller Sicht haben typisch weibliche Ei-

genschaften im Militär keinen Platz und keine Funktion (Sasson-Levy 2003: 82). Die Existenz der Soldatin stellt die traditionelle Rollen- und Gewaltaufteilung in Frage, denn die hierarchisch konstruierte, sich polar gegenüberstehende Geschlechterdifferenz mit den Stereotypen: „aktiver, kriegerischer Soldat“ und „passive, friedfertige Zivilistin“ (ebd.) wird erschüttert und stellt einen Angriff auf männliche Identitätskonzepte dar. Kümmel (2005: 73) stellt im Bezug auf die Öffnung der Bundeswehr für Frauen unter männlichen Soldaten einen Effekt fest, der als Polarisierung auf Basis einer Reaffirmierung klassischer Männlichkeitskonstrukte beschrieben werden kann. Selbst die militärafinen Soziologen Janowitz/Little (1965: 75) beschreiben das Militär als einen Männerbund, welcher informell in größerem Maße männliche Ausschweifungen duldet als die gemischte zivile Gesellschaft.

Im Zentrum militärischer Disziplinierung stehen nicht nur Praktiken der Individualisierung, sondern auch Unterwerfungstechniken, die im Wesentlichen mit der negativen Abgrenzung und Abwertung von ‚Weiblichem und Schwachem‘ einhergehen und eine spezifische Form männlich-militärischer Subjekt- bzw. Identitätsbildung darstellen. Die Armee produziert damit eine spezifische Form von maskuliner Heterosexualität, die Teil militärischer Praxisformen ist. Gewaltsamkeit ist ein zentrales Strukturmerkmal des politischen Verbandes Staat, der Staaten untereinander, sowie des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern (Krippendorff 1988: 11). In diese institutionelle Gewaltstruktur und Gewaltkultur passen die Unter- und Überordnung zwischen den Geschlechtern genauso wie die übrigen militärkulturellen Besonderheiten.

2.2.3 Tradition & Konvention

Militärische Tradition beinhaltet die Aufrechterhaltung von Kodizes und Mustern, die partiell seit Jahrzehnten oder gar seit Jahrhunderten existieren. Diesbezüglich nennt Burk (1999 *passim*) Zeremonien und Etikette als ein wesentliches Element von Militärkulturen, denn in diesem Punkte unterscheidet sich die militärische Gemeinschaft stark von der zivilen Gesellschaft und trägt zur Herausbildung zur gesellschaftlichen Subkultur des Militärs bei. Der Begriff *Tradition* stammt vom lateinischen ‚tradere‘ und bezeichnet den Vorgang des Weitergebens, wovon sich die heutige Bedeutung als Überlieferung, Herkommen, Brauch und Gewohnheit ableitet (Wiedenhofer 1990 *passim*). Schon die Ursprungsbedeutung beinhaltet einen doppelten Wortwert: Tradition meint sowohl den Prozess, als auch den Inhalt der Überlieferung. Traditionen spielen eine stabilisierende und orientierende Funktion in Gesellschaften, sozialen Gruppe und Organisationen insbesondere hinsichtlich Weitervermittlung von für wertvoll gehaltenem Kulturgut bzw. von Praktiken und moralischen Prinzipien. Somit kommt

ihnen ein Geltungs- und Verpflichtungscharakter zu, auf den bereits Weber [1921] verweisen hat. Tradition stellt für Weber (1972: 19) einen Typus der Geltung und Legitimität von Ordnung dar, der auf Grundlage „des immer Gewesenen“ beruht. Traditionen werden gebraucht und doch muss man sich bewusst sein, dass „es sich dabei um ein flüchtiges, wandelbares und erneuerungsbedürftiges Konstrukt handelt, dem die vormoderne Verlässlichkeit traditioneller Überlieferungen längst abhanden gekommen ist“ (Naumann 2000: 46). Im Gegensatz zu Geschichte spielt beim Traditionsbegriff nicht die Vergangenheit als Ganzes eine Rolle, sondern es wird eine gewisse Auswahl vorgenommen. Tradition heißt Manipulieren der Vergangenheit (Wohlfeil 1993 *passim*). Dies bedeutet, dass Tradition zeit- und standpunktbezogenen Veränderungen unterworfen ist, sowie beträchtlich dadurch bestimmt ist, wer die Auswahl trifft. Tradition ist also bewusst ausgesuchter Teil der Geschichte zur Ausbildung einer Grundlage des sozialen Zusammenlebens. Das beinhaltet die Überlieferung von Ritualen, äußeren und inneren Formen und Werthaltungen. Doch stellt Tradition einen dynamischer Prozess dar, der begründungspflichtig ist, denn die der Tradition zugrundeliegenden Wertvorstellungen liegen in der der Gegenwart des Betrachters begründet. Ein normativer Werterahmen ist somit eine unverzichtbare Voraussetzung der Traditionsfindung (Birk 2004: 43). Gemäß Bieh/Leonhard (2005: 220ff) erfüllt Tradition im Militär wesentliche Funktionen, die sich nach vier Kategorien unterscheiden lassen:

- „1. Verhaltens- und Orientierungssicherheit: Regelung des Verhaltens der Angehörigen des Militärs untereinander sowie Maßstab für individuelles Verhalten. [...]
2. Selbstdarstellung nach außen: Repräsentation der Militärorganisation gegenüber der Gesellschaft, Kommunikation mit der Umwelt, Schaffung von Legitimität. [...]
3. Selbstdarstellung nach innen: Integration der Organisationsmitglieder durch die Schaffung und Vermittlung von gemeinsamen Werten und Haltungen. [...]
4. Stabilisierung und Erziehung: Bewahrung und Weitergabe von Wissensbeständen, auf denen nicht zuletzt die Struktur der Organisation beruht.“

Die militärische Tradition betont grundsätzlich die hierarchische Gliederung in drei Dienstgradgruppen (Mannschaften, Unteroffiziere, Offiziere), bestimmte Dienstgrade, Befehlsketten, Gehorsam und Unterordnung. Neben dem Wahren und Überliefern grundlegender Erziehungsinhalte und Tugenden, beinhaltet die militärische Tradition auch in Form von Traditionspflege das Erhalten von Konventionen bzw. militärspezifischem Brauchtum. Für Baudissin (1969: 80f) steht Tradition für bleibende sittlich geistige Werte, während Konvention bzw. Brauchtum als deren zeitgebundene Erscheinungen (Formen des Grußes, der Gesprächsführung etc.) zu verstehen seien.

Tradition in Form militärischen Brauchtums bezieht sich nicht nur auf die Art und Weise der Zeremonien, Militärmusik und Uniformen sondern reicht hin bis zur Form der kasernierten Unterbringung und der verschiedensten Ausbildungsgänge. *Konvention* stellt also die zeitgebundene Erscheinung oder Ausprägung einer Tradition dar, wie sie sich in der sozialen Praxis niederschlägt. Damit sind Konventionen ein Teil von Traditionen, zeichnen sich jedoch durch ihren Handlungscharakter als „culture in action“ (Swidler 1986) aus. Militärische Konventionen bieten durch die Konstruktion und Kontinuität militärischer Gepflogenheiten eine übergreifende Verhaltens- und Orientierungssicherheit. Jegliche Form der Traditionspraxis, sei es auf der geschichtspolitischen Ebene oder der Ebene der Alltagspraxis, kann als Traditionspflege oder Brauchtum verstanden werden (Biehl/Leonhard 2005: FN 5).

Eine sozialwissenschaftliche Betrachtungsweise widmet sich daher der Art und Weise der Traditionsvermittlung und fragt danach wie eine bestimmte kulturelle Botschaft zwischen den Generationen weitergegeben und wie sie von der nachfolgenden Generation aufgenommen wird, d.h. wie die praktische Umsetzung aussieht. Militärische Tradition in ihrer praktischen Umsetzung als Brauchtum ist nämlich nicht zwingend deckungsgleich mit einem offiziellen Traditionsverständnis. Es reicht daher nicht aus einzelnen Teilbereiche militärischer Tradition einfach positiv oder negativ zu bewerten, denn:

Jene mit einer negativen Betrachtungsweise widmen den Fragen der Militärpolitik zu große Aufmerksamkeit, ignorieren aber das Selbstverständnis des Soldaten, einen entscheidenden Punkt im inneren Gefüge einer Armee. Die Verfechter einer positiven Betrachtungsweise machen den Fehler, allzu viel Aufmerksamkeit auf das Studium der Details der Schlachten zu richten, was wiederum zu Lasten der Rolle der Politik geht (Abenheim 1989: 14).

Traditionspflege ist Erinnerungskultur nach innen und Geschichtspolitik nach außen. Ehemals funktional bedeutsame Regeln und Abläufe, die mittlerweile nicht mehr ihre ursprüngliche Relevanz besitzen, sind im Militäralltag oftmals noch in Brauchtum oder Konvention präsent. Darunter fallen z.B. der militärische Gruß, der das Öffnen des Ritterhelmsvisiers symbolisiert oder festgelegte Zeremonielle wie die feierliche Vereidigung, welche einen berufständischen Schwur und Anerkennung des Staatsoberhauptes darstellt. Das militärische Brauchtum findet sich auch in der Art des Grüßens und Salutierens sowie in den Verbandsabzeichen und Wappen und in speziellen Uniformabzeichen wieder. Diese Zeichen sind nicht ohne weiteres aufzugeben oder zu verbieten, denn sie sind Totem, um die sich militärische Identität und Ziele formen (Burk 1999: 452). Um das Verhalten zwischen den Angehörigen des Militärs zu organisieren,

besteht die Aufgabe von Konventionen in der Regelung der Verhältnisse zwischen Gleichgestellten und zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Zudem erfüllt die Einsetzung von militärischen Vorbildern den Zweck, gewünschte Verhaltensweisen im militärischen Ernstfall zu veranschaulichen. Dementsprechende Vorstellungen drücken sich in Konventionen, Etikette und Ritualen aus.

Betrachtet man die historische Entwicklung des Militärs, so spielen beispielsweise Uniformen, deren ursprünglicher Sinn einst in der Unterscheidung zwischen Freund und Feind angesiedelt war, eine weiterhin bedeutende Rolle, obwohl sie in Zeiten von Kommunikationsmethoden, die weit über das Schlachtfeld hinaus reichen, ihren eigentlichen Sinn längst verloren haben. Auch das Trommeln, das ursprünglich für die Leitung und Steuerung des Angriffes nötig war, dient noch heute bei militärischen Anlässen der musikalischen Untermauerung, z.B. bei öffentlichen Gelöbnissen oder feierlichen Beförderungen. Diese *Rituale* spielen bis heute eine wichtige Rolle in der militärischen Kultur. Nach außen hin verfolgt das Militär das Ziel der Verankerung in die Gesellschaft und in den Staat durch öffentliche Gelöbnisse und Feierlichkeiten. Durch die Lenkung von bestimmten, öffentlich wahrgenommenen Symbolen, wie der Auswahl von Uniformen oder von Zeremonien und Ritualen, kommuniziert das Militär mit der zivilen Gesellschaft und beeinflusst somit sein öffentliches Bild. Zum einen ist das Militär ein Teil der Gesellschaft; zum anderen grenzt es sich aber durch eine eigene Symbolik und Regeln von der zivilen Gesellschaft ab.

Zeremonielle Regeln besitzen aber auch zur Vertrauensbildung eine hohe Bedeutung. Insbesondere die von Goffman (1971: 70) angeführten Rituale der Zuvorkommendheit wie etwa Ehrerbietung und Grüßen haben im Militär große Bedeutung. Oftmals als militärisch betrachtete Tugenden wie „Stolz, Ehre, Würde, Besonnenheit, Takt und ein bestimmtes Maß an Gelassenheit“ (ebd. 52) verbindet Goffman mit dem Begriff des Rituals, da es erlaubt, als Interagierender selbstregulierend an sozialen Begegnungen teilzunehmen. Auch die von ihm beschriebenen Zusammenhänge zeremonieller Distanz und sozialer Distanz (ebd. 72f) finden sich in einer stark formalisierten Institution wie dem Militär wieder. Ganz in diesem Sinne sieht Burk (1999: 451) in militärischen Ritualen, wie auch in allen anderen militärischen Konventionen vor allem den Sinn, die Ängste und Ungewissheit der Soldaten zu steuern und zu verbergen. Diese Zeremonien sollen Zusammenhalt und eine gemeinsame Identität innerhalb der militärischen Einheit formen. Burk betrachtet die Verbindung von militärischen Zeremonien und Verhaltensregeln als ein lockeres, aber unterschwelligeres Verhältnis zum Krieg. Um die Furcht vor dieser Realität zu überdecken, wird sich dieser Rituale bedient, die in erster Linie etwas Familiäres, Gemeinschaftliches präsentieren. Diese werden in einer Garnison gepflegt lange bevor es zu einem Kampfeinsatz

kommt. Durch eingeübte Zeremonien wird zu bestimmten Anlässen eine Feierlichkeit gewahrt, die es ohne eine Einübung kaum geben kann. Beispiele für solche militärischen Zeremonien findet man innerhalb der Armee dann, wenn Soldaten einer Garnison im Rahmen einer feierlichen Zeremonie zu Grabe getragen werden. Darüber hinaus wird mit dieser semi-öffentlichen Trauerfeier ein Gemeinschaftsgefühl konstruiert, da die Soldaten mit ihren Ängsten nicht sich selbst im privaten Kreis überlassen sind. Somit markieren Rituale eine kollektive Identität und ein Gruppenzugehörigkeitsgefühl.

Die Differenz zu Nichtmilitärs tritt auch in der *Etikette* als einer weitere Ausformung von Militärkultur zu Tage. Dementsprechende Etikette und Konventionen erlauben eine traditionale Legitimation von Herrschaft, die durch Beherrschung von gemäßtem Stil und Formen ausgedrückt wird. Wie auch in der zivilen Gesellschaft hilft Etikette eine gewisse Unsicherheit zu kontrollieren und zu verbergen. Angehenden Offizieren werden Verhaltensmaßregeln eingeimpft, wie man sich als Offizier außerhalb der Kasernen im sozialen Leben (etwa als Gast oder Gastgeber) zu verhalten hat. Das Auftreten soll immer wohltemperiert sein; d.h. nicht zu schnell laufen, nicht zu laut reden, stets rasiert und gepflegt erscheinen. Moderne Soldaten tragen prinzipiell kurzes Haar.²⁵ Soldaten sind streng an die Beachtung des Haarerlasses gehalten. Dies wird mit Sicherheits- und Hygienevorschriften begründet, symbolisiert aber auch die Ent-Individualisierung des militärischen Individuums. Auch die Uniform ist nicht allein die standesgemäße Kleidung, sondern die symbolische Verkörperung der gesamten Streitkräfte, die keinen tadelswürdigen Zustand erträgt, da eine Verunreinigung der Uniform als eine Befleckung des Ansehens der Streitkräfte verstanden wird. Die Uniform besitzt aber auch eine außerorganisationale Bedeutung.

To the general public, the uniform indicates state authority, which encompasses the power to forbid, to instruct, to authorize, and to punish people (Soeters 2000: 465).

Hinsichtlich zivil-militärischen Wechselverhältnisse kommt der Uniform eine weitere Bedeutung zu. Die Uniform ist nicht nur für die Selbstwahrnehmung wichtig, sondern markiert auch die Gleichheit der Kameraden:

Die Uniform demonstrierte Männlichkeit in Reinform, eine Männlichkeit, die durch perfekte Körperhaltung symbolisiert wurde und als ihr Wesenselement unbeugsame Willenskraft erwarten ließ (Frevert 1997: 167ff).

25 Für Soldatinnen gelten Ausnahmen.

Andererseits bezeichnen Uniformen die hierarchische Stellung und fachliche Positionen. Uniformen sind eine spezifische Form von organisationaler Kleiderordnung die zugleich Geschlossenheit und Ungleichheit versinnbildlichen (Refaeli/Pratt 1993 passim). Unterschiedliche Vorstellungen von angemessenem Verhalten und richtiger Haltung gehen mit dem Esprit de Corps einher. Darüber hinaus erlangen Verhaltensregeln unter den Bedingungen von Tod und Verwundung im Kampfeinsatz für die gewaltsame Körperschaft große funktionale Bedeutung, da sie Sicherheit stiften sollen. Daher spielt auch Religion in vielen Armeen weiterhin eine bedeutende Rolle (Werkner 2005 passim), da sie einerseits überall dort gebraucht wird, wo gestorben wird, sowie andererseits dazu dienen kann, eine bürgerlich-konservative Weltanschauung auszudrücken.

Die für das Militär scheinbar so typische Traditionspflege spielt im dienstlichen Alltag meist keine direkte Rolle, doch dient sie auf dem Umweg über Konventionen unterbewusst der Vermittlung und Weitergabe spezifisch soldatischer Tugenden. Das in seiner heutigen Form weltweit ähnliche Militärwesen basiert zwar auf jeweils bestimmten nationalen Traditionslinien, die sich teilweise über hunderte von Jahren konstituiert haben, sich aber in ihrer Form oftmals ähneln. So spielen besonders einschneidende Ereignisse der Geschichte eines Landes und seiner Armee eine wesentliche Rolle. Militärische Siege in besonderen Schlachten nehmen einen eben so großen Platz ein, wie bittere oder besonders grausame Niederlagen. Auch heldenhafte Befehlsverweigerungen sind immer wieder Gegenstand des Traditionsverständnisses in Armeen. So stellt der Putschversuch der Offiziere und Generale um den 20. Juli 1944, die durch ein Attentat ihren Oberbefehlshaber zu töten versuchten, eine der heute existenten Traditionslinien der Bundeswehr dar. Darüber hinaus setzt sich die gesamte Kriegstheorie mit den taktischen, operativen und strategischen Überlieferungen von Vorgängerarmeen bzw. militärischen Denkern auseinander.

Tradition ist ein zweiseitiges Schwert. So wichtig sie für die Verankerung im Hier und Jetzt sein kann, so gefährlich wird sie, wenn sie gegen die Selbstbestimmungsrechte der Völker und die soziale Freiheit des Menschen instrumentalisiert wird. Aufgrund des spezifischen Auftrages und der undemokratischen Ordnung von Armeen besteht die Gefahr der Verherrlichung von Krieg und staatlicher Gewalt besonders bei militärischer Tradition.

2.3 Zwischenfazit

Soziale Beziehungen, Kommunikationsverhalten, Geschichten, Mythen und Rituale sind für das Verständnis eines Sozialverbandes elementar. Ein Komplexes Bedeutungsgewebe, in dem einzelne Bestandteile nur in ihrer Vernetzung mit dem jeweiligen kulturellen Kontext verstanden werden können, kann in diesem Sinne als Kultur aufgefasst werden. Vielen Definitionen von Kultur ist nun gemeinsam, dass sie sowohl auf eine evaluative Ebene, das heißt auf Werte und Normen, als auch auf kognitive Aspekte, das heißt auf Wissensbestände, abzielen. Soziale Praxisformen wachsen aber als soziale Institutionen und symbolisch vermittelte Sinnwelten, die geschaffen, legitimiert, in Frage gestellt und verändert werden. Die Praxisformen eines sozialen Feldes wie dem Militär lassen sich vielmehr als eine anerkannte, symbolisch vermittelte Wirklichkeitsinterpretation begreifen. Diese Ausführungen lassen erkennen, dass selbst diejenigen Praxisformen, die sich durch ihre explizite Verneinung des Ökonomischen auszeichnen, nichtsdestotrotz der Ausübung von Herrschaft dienen können.

Vor diesem Hintergrund definiere ich *Militärkultur* als die Codes, Normen, Praktiken sowie expliziten Regeln und impliziten Regularitäten des Militärs als einer politischen Institution. Zentraler Wertbezug ist der Gemeinschaftsgedanke sowie die grundsätzliche Verletzungs- oder Todesmöglichkeit in Ausübung berufständischer Pflichten im staatlichen Dienst, also die organisierte Gewaltanwendung im Zuge der staatlichen Regelung vorwiegend der Außenbeziehungen. Militärkultur ist zudem durch die Hierarchie bürokratischer Strukturen sowie die potentielle Totalinklusion der Soldaten in diese gewaltsame Körperschaft geprägt. Es handelt sich bei dem Begriff der Militärkultur letztlich um die Praxisformen des militärischen Feldes.